HAITI

Castro gegen Cholera

Wenn Hilfsorganisationen, Behörden oder die Uno im Kampf gegen die Cholera in Haiti mehr Ärzte und Krankenschwestern brauchen, rufen sie nicht in Washington oder Brüssel an, sondern in Havanna. Ausgerechnet das sozialistische Kuba leistet die effektivste Hilfe im Kampf gegen die Seuche auf der Nachbarinsel. Bislang sind 6600 Menschen in Haiti an der Cholera gestorben und über 476 000 erkrankt; das macht fast fünf Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Anders als viele Kollegen sind kubanische Ärzte auf der ganzen Insel präsent. Sie haben das Virus in einem kleinen Dorf entdeckt, es soll von asiatischen Uno-Soldaten eingeschleppt worden sein. Kuba hat über 900 Ärzte und Krankenschwestern auf Haiti stationiert, die meisten kamen sofort nach dem Erdbeben vom Januar 2010. „Wir schicken Ärzte, keine Soldaten“, hatte Fidel Castro damals gesagt. Das ist in der sozialistischen Karibikrepublik Teil der Außenpolitik. Insgesamt arbeiten derzeit 37 000 Kubaner als medizinisches Fachpersonal überall auf der Welt, für rund 2500 US-Dollar pro Arzt und Monat. Kubas Einnahmen aus solchen Hilfsleistungen werden auf insgesamt zwei Milliarden Dollar geschätzt. Notleidende Staaten wie Haiti unterstützt Havanna jedoch unentgeltlich. So sind die Kubaner von Afrika bis Brasilien oft die Einzigen, die schnell und wirksam helfen. Nur wenn die USA ins Spiel kommen, scheitert die Medizindiplomatie: Havannas Bitte um eine Finanzspritze für ein Krankenhaus in Haiti schlug Washington aus. Nach den Überschwemmungen durch den Hurrikan „Katrina“ 2005 hatte Castro auch den Amerikanern Hilfe angeboten, 1500 Ärzte wollte er ihnen schicken. Die US-Regierung verzichtete jedoch.

REUTERS

Krankenhaus in Haiti

GROSSBRITANNIEN

Billigflieger fürs amerikanische Militär

Die USA kaufen fast die gesamte Flotte britischer Senkrechtstarter auf, die das Londoner Verteidigungsministerium vor einem Jahr aus Kostengründen stillgelegt hatte. Die Briten behalten nur zwei ihrer 74 Harrier-Jets – beide kommen ins Museum. Der Rest wechselt zum Schnäppchenpreis von umgerechnet rund 128 Millionen Euro den Besitzer. Fliegen wird keine der Maschinen mehr: Die U. S. Navy will sie lediglich ausschlachten, um so ihre eigene Harrier-Flotte bis ins Jahr 2025 in der Luft zu halten. Für die Briten ist der Deal ein enttäuschendes Geschäft, denn sie haben allein seit 2000 mehr als 1,1 Milliarden Euro in die Aufrüstung der Jets gesteckt. Ursprünglich sollten die Flieger für deutlich mehr Geld nach Indien verkauft werden – doch die Ex-Kolonie legte sich lieber modernere russische und europäische Maschinen zu. In England stößt die Stilllegung der Flotte weiterhin auf Kritik. Die Maschinen wären in Libyen hilfreich gewesen, weil sie von kurzen Pisten starten und landen können. Die Royal Air Force aber musste Tornados und Eurofighter vom italienischen Bari oder von England aus einsetzen, was die Kosten erhöhte.

CHRISTOPHER FURLONG / GETTY IMAGES

Harrier-Jets